

„Stiefel muß sterben!“

Einer wahren Begebenheit aus dem deutsch-französischen Kriege nachgezählt von R. D.

Gegen Ende der 60er Jahre lebte auf einem Dorfe in der Nähe von Nürnberg ein Bauersmann, sein Name war Friedrich Schmelzer. Er gehörte gerade nicht zu den Reichsten, da er aber sehr fleißig und sparsam, ja geizig war und in der Ausübung dieser töblichen Eigenschaften von seiner Ehegattin kräftig unterstützt wurde, so war es ihm gelungen, schon manchen 100 Marktschein zu erübrigen und in die Sparbank „nach der Stadt“ tragen zu können; er hatte sich also zu einem gewissen Wohlstand emporgeschwungen. Schmelzer hatte bloß zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, ersterer war Soldat beim 14. Infanterieregiment in Nürnberg. Er hieß Johann Georg und wurde daher, wie es in dortiger Gegend Brauch ist, „Hansjörg“ genannt. Obgleich etwas beschränkt, war er doch ein braver Kerl und beim Regiment hatte man ihn gerne, weil seine Kameraden immer mit ihm treiben konnten. Er hatte einen körperlichen Fehler, der freilich angeboren war, nämlich seine Beine waren etwas groß, er hatte auch Plattfüße. Vor dem Jahre 1866 befreite dieser Fehler den Rekruten vom Militär, nach '66 aber ging dies nicht mehr. Sein Hauptmann sagte einmal zu ihm, als er in der Kaserne seine Füße sah: „Kerl, Du hast den größten Fuß beim ganzen Regiment. Du kannst stehend in Deinen Stiefeln sterben. Sollte es einmal zum Kriege kommen, Du brauchst eine Kugel mehr, bis Du umfällst.“

Nur zu bald kam es zum Kriege, für Hansjörg wenigstens und seine Eltern. Da er der einzige Sohn war, so wurde er, nachdem er ein Jahr gedient und abberührt hatte, auf unbestimmte Zeit beurlaubt und befand sich zu Hause, als der deutsch-französische Krieg ausbrach. Bald brachte der Postbote die Breda, daß er unverzüglich sein Regiment sich zu stellen habe und es dauerte keine acht Tage, so war dieses vollzählig, alle beurlaubten Soldaten hatten sich eingefunden. Wieder dauerte es nur einige Tage, da wurde am frühesten Morgen Generalmarsch geschlagen, das 14. Infanterieregiment marschierte dem Nürnberger Bahnhof zu, wurde „verladen“ und fort ging's nach Westen und über den Rhein, in die bayerische Rheinpfalz. Im Lager bei Birnmasen versammelte sich die ganze Armee, in zwei Korps geteilt, unter den Befehlen der Generale v. d. Tann und Hartmann. Die süddeutschen Truppen bildeten im Verein mit einem preussischen Aomekorps die 3. Armee der Deutschen. Oberbefehlshaber war der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der wegen seiner Freundlichkeit und Güte sowohl als wegen seines Feldherrntalentes, welches er bei Königgrätz gezeigt hatte, von den Truppen fast abgöttisch verehrt wurde. Bald traf derselbe an der Spitze einer Division im Lager ein, die übrigen Truppen folgten am nächsten Tage nach. Es wurde sofort eine Avantgarde gebildet, die aus dem zweiten bayerischen Armeekorps und einer Division Preußen bestand, und diese Truppen, die der Kronprinz kommandierte und bei denen auch das 14. Regiment sich befand, mußten voraus und zuerst die Grenze überschreiten, während das Gros der Armee nachfolgte. Am Morgen des 4. August 1870 kamen die Bayern zuerst an den Feind, welcher die feste Stellung bei Weißenburg besetzt und sich auf dem sogenannten Gaisberg verschanzt hatte. Nachdem die Bayern mehrere Male zurückgeworfen wurden, griffen auch die Preußen von der östlichen Seite her die Verschanzungen der Franzosen an, dieselben wurden aus allen ihren Stellungen genommen und es half nichts, daß sich deren kommandierender General Abel Douay an die Spitze seiner Truppen stellte, um dieselben nochmals gegen die Deutschen zu führen; von mehreren Kugeln durchbohrt, fiel derselbe in diesem mörderischen Kampfe. Man sagt, er hätte sich, weil er die Schlacht verloren, absichtlich dem Kugeltreten ausgesetzt.

Inzwischen kamen auch die übrigen deutschen Truppen heran und zwei Tage später traf man die französische Südarmee unter Marschall MacMahon in sehr fester Stellung bei Wörth. Der Kronprinz schritt sogleich zum Angriff und auch hier konnten die Franzosen dem „Furor Teutonicus“ nicht widerstehen; nach heißem Kampfe mußte am

späten Nachmittag der französische Marschall einige Kürassier-Regimenter opfern, welche von den Deutschen fast gänzlich aufgerieben wurden, die aber die Verfolgung doch etwas aufhielten. Fast in völliger Auflösung bewerkstelligten die Franzosen ihren Rückzug in's Innere Frankreichs, verfolgt von den deutschen Ulanen, welche noch Tausende zu Gefangenen machten.

Der Soldat Schmelzer konnte von Glück sagen, daß er in den beiden blutigen Schlachten so mit heiler Haut davonkam; viele von seinen Kameraden mußten in's Gras beißen oder wurden schrecklich verwundet. Allein ein altes Soldatenprüchlein lautet: wenn jede Kugel treffen würde, dann könnte der Teufel Soldat sein. Hansjörg befand sich wohl, aber er mußte jetzt große Mühsche machen, denn die bösen Franzosen hatten alle Schienentwege aufgerissen, die in das Innere des Landes führten; die Stiefel, die er von zu Hause mitgenommen hatte, waren defekt und die, welche er vom Depot „sahnte“, drückten seine Füße arg, obgleich man ihm die größte Nummer gegeben hatte. Es waren starke Märsche zu machen, bis man nach Chalons sur Marne kam, wo man den Feind vermutete und eine weitere große Schlacht erwartete. Denn hier auf dieser großen Ebene, im Alterthum die „Kalaunischen Felder“ genannt, wo einst im Jahre 451 die große Hunnenschlacht geschlagen wurde, hatte der dritte Napoleon in den 50er Jahren schon 12.000 Hektare Land ankaufen lassen. Es wurden auch weitläufige Verschanzungen errichtet und alljährlich hielt der Kaiser hier Heerübung ab über sein „herrliches Kriegsheer“, zu welcher auch fremde Fürstlichkeiten eingeladen wurden. Allgemein nahmen die deutschen Generale an, diese für sie so günstige Stellung würde von den Franzosen gehalten und auf's äußerste verteidigt werden. Allein deren Niederlage war größer, als man deutschseits vermutet hatte; das „herrliche Kriegsheer“ befand sich in völliger Auflösung auf der Flucht, das Lager war verlassen und die Befestigungen demolirt. Auch die Spur des Feindes ging verloren, allein man glaubte ihn in der Richtung auf Paris vermuten zu dürfen, um unter den Mauern der Hauptstadt die Entscheidungsschlacht zu wagen.

Da die 1. und 2. Armee noch weit zurück war, so bezog die 3. Armee hier im Lager von Chalons und in den umliegenden Städten und Dörfern Stanzquartiere. Die Soldaten hatten nun Zeit und Muße, um an's Schreiben zu gehen und keiner wollte es auch veräumen, seinen Lieben in der Heimat Grüße zu senden und sie von unserem Befinden zu unterrichten. Die aber, welche in der kühlen Erde gebettet lagen, konnten leider dies nicht thun und auch die vielen Tausende nicht, die in den Spitälern und Lazarethen an ihren Wunden darniederlagen. Für diese aber schrieben ihre Kameraden, die in treuer Fürsorge ihr Schmerzenslager umstanden. Auch Schmelzer dachte an's Schreiben, er setzte sich hin und schrieb wie folgt:

Liebe Eltern! Gott sei tausendmal Dank gesagt, er hat mich in den zwei Schlachten, welche wir hatten, beschützt, daß ich nicht einmal verwundet wurde, während viele meiner Kameraden todt oder verwundet sind. Bei Weißenburg kamen wir an den Feind, es waren Zubaden, garstige Kerle mit weiten rothen Hosen und blauen Jacken, hatten auch große Bärte. Aber wir Bayern fürchteten uns nicht. Bei Wörth hatten wir sie wieder, auch kamen wir da an die Turko's, wilde Afrikaner. Sie stachen in den Hopfgärten drinnen und schossen furchtbar heraus. Das war ein Sellapeer, als wir hinein schossen, wegen der vielen Hopfensangen. Da sie nicht weichen wollten, mußten wir vor und hinein. Wir wurden kommandirt, uns auf die Erde zu legen und mit Händen und Füßen vorwärts zu kriechen. Das war gut, denn sonst hätten uns die verfl. . . . Rothhosen alle erschossen, so aber kamen wir ohne große Verluste an sie heran. Als wir die Gärten beinahe erreicht hatten, sprangen wir auf und im Nu waren wir an dem Feind. Sie wollten immer mit den Bajonetten nach uns stehen, aber die vielen Stangen hinter uns war am Bajonettschneiden, auch uns; wir waren aber kurz befonnen, drehten unsere Gewehre um und schlugen mit den Kolben auf ihre Köpfe los. Das stieß! Sie hielten auch nicht lange Stand und gaben Herfengel, indem sie immer riefen: „O mon dieu, blue diable!“ Wir sandten ihnen unsere Kugeln nach und haben noch viele erschossen. Liebe Eltern! Wir sind jetzt in Chalons und haben Stanzquartier; unser Hauptmann meinte, es kann 8 bis 14 Tage dauern, bis weiter mar-

schirt wird, dann ging es auf Paris zu. Wir können uns jetzt auch Sachen schicken lassen von daheim: Strumpfsoden u. s. w. was wir so brauchen, auch Lebensmittel, die haltbar sind, wie Schinken u. dergl., und Ihr könnt mir auch was senden. Wenn ich nur ein Paar kalblederne Stiefel hätte, denn meine Commis drücken mich schrecklich. Vater soll mit unserm Nachbar, dem Schustersmichel, reden, der soll mir schnell ein Paar machen, und Vater soll sie herinsenden. Denn der hat mir immer Stiefel gemacht, wo ich gut drin gegangen bin, und mein Maß hat er auch. Das Porto kostet nichts. Unser Hauptmann sagte: Soldaten, hat er gesagt: Ihr könnt Euch senden lassen was Ihr wollt, auf der Post ist für Euch alles frei. Also seid so gut, liebe Eltern, und laß mir ein Paar Stiefel machen, gut und nicht so schwer, denn wir müssen weite Märsche machen. Aber das muß schnell gehen, bis längstens 8 Tage muß ich sie haben, denn Niemand weiß, wie lang wir in Chalons bleiben.

Vater Schmelzer war gerade mit dem Einheimen von Getreide beschäftigt, als ihm der Postbote den Brief brachte. Das gab eine Freude. „Alte!“ rief er seiner Frau zu, „geh' nur gleich herein, unser Hansjörg hat geschrieben, er ist also nicht erschossen worden.“ Die Schwester desselben kam auch herbei und mußte den Brief vorlesen. Als Vater Schmelzer von den neuen Stiefeln hörte, trugte er sich hinter den Ohren und meinte: Kalblederne Stiefel! die werb'n a schön's Geld kosten. Die Mutter aber dachte anders: „Frieder“, sagte sie, „wir können doch unsern Hansjörg mit steden lassen? Und rimbaldorne kann er auch mit brauchen, bei dem vielen Marschieren. Geh' mir gleich näher zum Nachbarn und reb' mit ihm, daß er's glei' macht, mögen's los'n was woll'n.“

Vater Schmelzer ging also zum Nachbar Schustersmichel, wurde mit ihm einig und in einigen Tagen waren die Stiefel denn auch fertig. Es wurde ein Padel gemacht, einige Paar Soden und ein ziemlich großes Stück Schinken dazugethan und der Bauer trug dasselbe auf die Post. Als der alte Postepediteur, der den geizigen Schmelzer kannte, das große Padel sah, nahm er eine Priße, zuckte die Achseln und sagte: „Lieber Schmelzer, dies Padel ist zu groß und zu schwer, das geht nicht gratis, das kann Euch ziemlich Geld kosten.“ — „Aber“, sagte Jener, „mein Hansjörg hat doch geschrieben, an die Soldaten nach Frankreich ist Alles frei.“ — „Ja“, sagte der Expeditor, „das ist schon so, aber die Pakete dürfen das vorstrifsmäßige Gewicht nicht überschreiten. Was habt Ihr denn d'rin?“ — „Ein Paar Stiefel und ein Stück Schinken.“ — „Na“, sagte der Beamte, da ist leicht zu belsen. Da nehmt Ihr halt das Padel wieder mit heim und macht zwei daraus; das Stück Schinken schneidet Ihr entzwei und packt in jedes ein Stiefel ein; das eine bringt Ihr gleich, das andere schickt Ihr in ein paar Tagen ab, dann geht's.“

Der Bauer bedankte sich höflich für den guten Rath, nahm sein Padel mit nach Hause und formte zwei daraus. Noch denselben Tag brachte er das eine wieder auf die Post, das andere wollte er in zwei Tagen ausgeben. Da er aber viel Arbeit mit der Ernte hatte, dauerte es einige Tage länger, bis er dazu kam.

Mittlerweile wartete der Soldat Schmelzer mit Sehnsucht auf seine kalbledernen Stiefel. Es dauerte auch nicht lange, so kam das Padel richtig an. Als er es aber geöffnet hatte, befand sich bloß ein Stiefel darin, nebst einem Briefe, in dem stand, was der alte Postepediteur gesagt hatte. Hansjörg wurde sehr ärgerlich, jede Stunde konnte die Armee alarmirt werden, was sollte er dann mit dem einen Stiefel anfangen? Gott weiß, wann und ob der zweite Stiefel eintrifft. Und richtig, nach drei weiteren Tagen wurde Generalmarsch geschlagen, die Regimenter sammelten sich, die ganze dritte Armee brach auf und marschirte weiter in's schöne Frankreich hinein. Die Spur des Feindes war wieder gefunden, aber es ging nicht in der Richtung nach Paris zu, sondern nördlich. Die Märsche wollten kein Ende nehmen, endlich am 30. August war man in einem Walde in den Ardennen angelangt und sah von den benachbarten Anhöhen hinab in's Thal von Beaumont, wo die Nachhut der französischen Armee gerade mit Abzügen beschäftigt war. In ihrer Sorglosigkeit hatten sie gar keine Vorposten ausgesetzt. In aller Stille wurde der Angriff formirt; der Feind war völlig überrascht, als die bayerische Artillerie ihre Granaten in's französische Lager warf, wo sogar die Koch-

töpfe zertrümmert wurden. Der Feind war bald gezwungen, dessen Lager erobert und, da mittlerweile eine vierte Armee gebildet wurde, welche unter dem Oberbefehle des Königs Wilhelm herbeikam, so konnte das Reststreben, welches der Entscheidungsschlacht vorausging, beginnen.

Die Schlacht bei Sedan war geschlagen, der Kaiser Napoleon mit seiner ganzen Armee gefangen. Ganze deutsche Regimenter mußten zur Bewachung und Begleitung der gefangenen Franzosen in den deutschen Festungen verwendet werden und kamen so auf einige Tage in die Heimath. Hansjörg, der wieder unverwundet blieb, gehörte nicht zu diesen Glücklichen, er mußte beim großen Haufen bleiben und bald wurde der Vormarsch auf Paris angetreten. Es verfiel sich von selbst, daß während der vielen Hin- und Hermärsche keine Soldatenpakete befördert werden konnten; dieselben blieben vielmehr in den Depots liegen, bis die Truppen wieder Stanzquartiere bezogen hatten. Hansjörg ärgerte sich, daß er den Stiefel so weit mitschleppen mußte, verpackt im Tornister, während seine Commisstiefel ihm die Füße wund drückten. Seine Kameraden machten sich lustig über ihn und hänselten ihn, wo sie nur konnten, denn es war schon in der ganzen Compagnie bekannt, daß er in seinem Tornister einen Stiefel mit herumschleppte. Bei jeder Gelegenheit, wenn nicht in Reihe und Glied marschirt wurde, riefen sie ihm zu: „Hansjörg, was machst du mit dem Stiefel? Wo stehst wohl der andere? Ist er noch nicht angekommen? Den bestimmst Du nimmer und Du mußt den einen Stiefel noch nach Deutschland mit heimtragen.“ Hansjörg wurde jedesmal toth vor Jorn. Als sie vor Paris ankamen, waren Tausende von Paketen da, leider aber war der Stiefel nicht dabei. Das 14. bayerische Infanterieregiment marschirte an dem Ufer der Seine entlang außer Schritt; die Soldaten bursten singen und anderen Ull treiben. Da ging es wieder über den armen Schmelzer her. Hansjörg was macht der Stiefel? Schmelzer war außer sich vor Jorn, rief seinen Tornister vom Rücken, nahm den Stiefel heraus und sagte: „Ihr werdet's gleich sehen, was er macht.“ und schwupps flog der Stiefel in weitem Bogen in die Seine. Ein höllisches Gelächter erfolgte, auch die Offiziere konnten sich des Lächelns nicht erwehren; denn als Hansjörg den Stiefel in's Wasser warf, sagte er dazu: „Da, verred', du Luder, du soll mich nimmer ärgern, und Ihr auch nimmer.“ zu seinen Kameraden gewandt. Einstimmig sangen diese jetzt einen bekannten Gassenlied, eine Parodie auf das alte Soldatenlied „Muß ich den sterben“:

Stiefel muß sterben,
Ist noch so jung, so jung,
Stiefel muß sterben,
Ist noch so jung.
Wenn dies der Absatz wüß',
Daß Stiefel sterben müß',
Würd' er sich grämen
Bis in den Tod.

Es wurde fast Abend, als man im Dorfe Charenton, der Nähe des Forts gleichen Namens ankam. Die Truppen bezogen im Dorfe Quartier und Schmelzer kam mit noch fünfzig seiner Kameraden in das obere Stockwerk eines großen Hauses an der Hauptstraße. Es war schon Nacht als Jemand mit schwerem Tritt die Treppe heraufgestampft kam; es war der Soldat, der das Befördern der Briefe und Pakete an die Kameraden der Compagnie besorgen hatte. Als ihm Hansjörg sah, riefelte es ihm eiskalt über den Rücken hinauf, denn er ging gleich auf ihn zu und sagte: „Da, Hansjörg, bring' ich Dir ein Padel von daheim, stekt gewiß was Geschicktes d'rin.“ Hansjörg meinte fast vor Aerger und Jorn; er riß das Padel auf und warf den Stiefel durch's offene Fenster auf die Straße mit dem Worten: „Jetzt sollst du auch zum Teufel geh'n.“ Und wieder stimmten seine Kameraden unter großem Gelächter das Lied an: „Stiefel muß sterben.“

Auf einmal sagte ein Soldat: „Horch, es kommt Jemand die Treppe hinauf.“ Die Thür öffnete sich und vor den erschrocken Soldaten stand — deren gestrenger Herr Hauptmann. Wieder die Thür fuhr bei Jemand die rechte Hand an die Stirn und Alle standen in Achtung da. Der Hauptmann war sehr jornig und begann: „Welcher Schlußel von Euch hat mir denn durch's Fenster einen Stiefel an den Kopf geworfen?“ Hansjörg trat vor und sagte: „Zu Befehl, Herr Hauptmann, ich war es.“ — „So“, fuhr der Hauptmann fort, „wirft man denn die Stiefel durch die Fenster auf die Straße, wo die Leute geh'n?“ — Der anwesende Un-

teroffizier mußte dem Hauptmann die Sache mit kurzen Worten erklären. Der Hauptmann konnte sich kaum des Lachens erwehren und sagte: „Kerl, Du hast nicht nur die größten Füße, Du bist auch der Dummste in der Compagnie. Konntest Du denn nicht warten und Deinen Stiefel noch so lange im Tornister behalten, bis wir Stanzquartier hatten? Zwei Tage Mittel-arrest, weil Du gar so dumm bist, Du Schaf, du dummes.“ Sprach's und ging die Treppe wieder hinab. Von diesem Tage an hieß Schmelzer bei seinen Kameraden nicht anders als der — Stiefel-Hansjörg.

Aus meiner Heimathstadt.

Von F. Sch.

Besondere Gründe veranlaßten mich dieses Mal, die Sommerferien an der Küste meiner heimathlichen Provinz zuzubringen. Mein Weg führte mich nicht an der kleinen Stadt vorbei, in der ich geboren wurde und meine Jugend verlebte habe, und so beschloß ich, in ihren Mauern einen halben Tag Raß zu machen.

Als in der Heimathstadt vor über zwanzig Jahren den Rücken lehrte, um sie dauernd zu verlassen, that ich's mit bitterem Groll im Herzen, und erst in letzter Zeit begann sich dieses Gefühl zu mildern. Ich war ruhigerer Temperaments geworden und sah ein, daß die guten Kleinstädter wohl recht daran gethan, manchmal über mich die Köpfe zu schütteln.

Trotzdem wollte ich mit Keinem von ihnen etwas zu thun haben, hatte auch Niemand in der ganzen Stadt, den ich hätte besuchen können, Nichts, was mir gehörte — als die metergroße Fläche Erde — des Vaters Grab.

Still schauend wollte ich die eine lang sich hinwindende Straße, welche beinahe die ganze Stadt ausmachte, entlang gehen und draußen vor dem Thore auf dem Kirchhof Raß machen.

Als nach langer ermüdender Fahrt der Zug hält, die Wagenthür geöffnet wird und der Schaffner mich zum Aussteigen auffordert, ist mir's, als erwache ich aus langem Traume. Ein Haos von Schienen rechts und links, ein halbes Duzend dampfender und pfeifender Lokomotiven, eine Menge Menschen, die aus- und einsteigen, ein völlig großstädtisches Getriebe, so weit ich blicke. Mit wachsendem Erstaunen betrachte ich das schloßartige Bahnhofsgebäude in seinen reinen gothischen Linien und der Wahrung altdeutscher Stiefs.

War ich denn wirklich in meinem alten Heimathneste? Ich trete in den Wartesaal. Schwere eichene Tische, hochlehnige Rittersühle, Holzstulung an den Wänden, in den Feldern die Städtewappen der Provinz — darunter alte Humpen und Ritterschwertier. Ich kann mich nicht gleich fassen und setze mich nachdenklich in einen der Rittersühle.

War's denn nicht erst gestern, daß ich, ein Badfisch, mit den Freundinnen hier auf dem Bahnsteige Arm in Arm spazieren ging? Drei, vier Mädchen in einer Reihe konnten wir hier mit unbefriedigtem Vergnügen auf und ab laufen, sichern und scharf kritischen, wenn ein Fahrgast ein- oder ausstieg! Da ich den Blick über das Neue schweifen lasse, steht das Alte in greifbarer Deutlichkeit vor mir. Der große geistliche Wartesaal zweiter und dritter Klasse, mit dem Kaiserbild und der Uhr darunter über dem schmalen Büfettisch, auf dem, so lange mein Gedächtniß reicht, drei große Glasglocken eine stets gleiche Anzahl belegter Butterbrode bedeckten. Dünngelächterter, großlehniger Schweizerstisch rechts, fünf Würstbrode links, und dazwischen, unter dem dritten Glashaufe, ein paar Pakete Thorer Pfefferluchen. Dahinter sah jahrein und -aus Frau Nothe mit zwei rabenschwarzen Schmachtkloden zu jeder Seite ihres blaffen Gesichtes, das nur dann von einem freundlichen Lächeln bewegt wurde, wenn der Bestand ihrer Butterbrode sich veränderte, was nur selten geschah. Und doch waren gerade diese so oft das Ziel meiner Wünsche gewesen! Gewöhnlich ging der Besitz eines solchen über meine Vermögensverhältnisse, und weil es auch ein schlechtes Licht auf unsere häusliche Verpflegung geworfen hätte, that ich mich mit den Freundinnen zusammen, um für dreißig Pfennige ein Päckchen „Katharinen“ zu erwerben, die wir, in der äußersten Ecke des Wartesaales uns auf einem Rohrsofa kummelnd, mit einander theilten. Und waren wir damit fertig, schielten wir sehnsüchtig nach mehr — oder durch die Thürspalte in das Nebenzim-

mer, über welchem mit großer Schrift geschrieben stand: „Nur für reisende Publitum 1. Klasse.“ Immer hofften wir auf das Ereigniß, es würde dort Jemand hineingehen, aber es geschah nicht. Einmal freilich wäre es beinahe dazu gekommen. Wegen eines Achsenbruches mußte der Petersburger Zug unserer Station längeren Aufenthalt nehmen. Die Reisenden verließen den Zug, und eine entzückende junge Dame mit ungläublich kleinen Füßen und goldblonden Haaren ging auf das Wartezimmer 1. Klasse zu. Als sie den reizenden Kopf zur Thür hineingesteckt hatte, wandte sie sich zu ihrem Begleiter zurück und sagte mit klager Stimme: „Sehen wir uns lieber Zweiter — da wird grad' Wäsche getrodnet.“

Ich sehe noch Frau Nothe's blaßes Gesicht dunkel werden, und dann geht ein Tischchen durch den Saal — Einer ahnt es — und dann wissen es Alle ganz bestimmt. Die entzückende Dame im blauen Sammetmantel ist die kleine Raabe — die berühmte Hedwig Raabe. Alle starrten sie an, und als wir endlich nach Hause gingen, hatten wir das Gefühl, etwas Großes erlebt zu haben.

Ich atmete tief auf und bin wieder in der Gegenwart. Noch einen Blick werfe ich auf die fremde Umgebung und dann kehre ich dem Bahnhofsgelände den Rücken.

Draußen auf dem großen Platz ist mir noch Alles vertraut, was ich sehe. Da stehen die drei Hotelwagen, deren sich die kleine Stadt rühmen kann, ein wenig aufgeputzt zwar, aber doch dieselben.

„Hotel Stadt Leipzig“ steht auf dem einen, „Deutsches Haus“ auf dem andern, und auf dem besten prangt in bieder Goldschrift „Hotel zum König von Preußen“, eine Krone darüber.

Alle drei Aufschriften dieser Gefährte sehen in mir sofort die Fremde, stürzen auf mich zu und bieten mir ihre Fahrgelegenheit an.

„Habe man bloß einen Weintreisenden geladen“, sagt der von der „Stadt Leipzig“ — „fahren Sie man mit, Madamchen.“

Ich danke ihm, auch dem vom „Deutschen Hause“, obgleich dieser mit den besonderen Genus in Aussicht stellte, mich als einzigen Fahrgast mitnehmen zu wollen.

Ich wollte gehen. Langsam nach beiden Seiten blickend, schritt ich über den faubern Kiesweg der Langgasse, und bemerkte mit steigendem Interesse die Sauberkeit der Straße, die villenartigen neuen Häuser mit blühenden Vorgärten, von denen sie eingefast ist, freue mich über jedes alte Haus, das ich zwischen ihnen noch herauskenne. Der Gastwirth vom „Weißen Lamm“, welcher in der Haus- thür steht, ist grau geworden, und die Hände faltet er über einem Spitzbäuchlein, das er früher nicht hatte. An den kleinen Fensterscheiben seiner altmodischen „Bude“ steht „Erste Berliner Eschbierhalle“ — und ich glaube, der Alte ist sehr stolz auf diese Gründung.

Ein paar Häuser weiter bleibe ich einen Augenblick stehen. „Holz- und Getreibehandlung von Rudolf Stolp Wittwe“ steht auf einem weithin leuchtenden Schild.

Auf dem weiten Geschäftshof stehen hochbeladene Breterwagen, aufgestapelte Säcke und mächtige Holzstöße. Speicherthüren lassen den reichen Inhalt ihrer Gebäude sehen, und zwischen Fuhrleuten, Knechten und Bauern sehe ich eine breite, vierstörige Frau mit wetterharten Zügen und schweren Tritten. Konnte diese das einseitige zarte Sammen Neumann sein? Unwillkürlich sehe ich forsend an mir herab — ob auch ich so ganz verändert bin?

Nachdenklich weiter gehend, komme ich am „Deutschen Hause“ vorbei. Das Hotelbild hängt noch grad so schiefe wie damals — und wie vor zwanzig Jahren nimmt der Hausknecht und Kutscher die Reinigung des Wagens ungenirt auf der Straße vor. Kutschentrod und Mühle hat er abgelegt, und wie er pfeifend einmal aufsteht, kommt mir der Mann so merkwürdig bekannt vor, daß ich einen Augenblick zögere.

„Sehn Sie, Madamche“, sagt er, „wären Sie nu mit mich gefahren, wären Sie nu all da.“

„Ich wollte aber lieber gehen Christian“, antwortete ich lächelnd.

Der Mann forcht auf. „Kann mir denn Madamche?“ fragte er grinsend. Ein wenig roth werdend, reiche ich ihm ein Fünfzigpfennigstück und sage: „Ich dachte mir, Sie müßten Christian heißen.“

„Ni, ja“, schallt es hinter mir her und „Dant ooch, Madamche!“

Ich ferne ihn ganz genau. Als ich noch jung war, sehr jung, war Chri-